

Texte

Katherine S. Saubel und Pamela Munro (UCLA), Professor Seiler and the Cahuilla language ..... 479  
 Katherine S. Saubel and William Bright (Banning), The three pigs: a modern Cahuilla text ..... 482

IV. INTERDISZIPLINÄRE ZUSAMMENHÄNGE

Philosophie

Theodor Lewandowski (Köln), Über den Zusammenhang von Sprache und Denken ... 497  
 Elmar Holenstein (Bochum), Sprachliche Kontinua sind anisotrop und skaliert ..... 504

Literaturwissenschaft

Henry und Renée Kahane (Urbana, Ill.), Paideia — a linguistic subcode ..... 509  
 Helmut Bonheim (Köln), Word invention and the history of affect ..... 521  
 Wolfgang Lenz (Marburg), *Lieblisch* im Titel eines Goetheschen Divan-Gedichts als Prüfstein für kontextbedingte Bedeutungsbestimmung ..... 529

Psychologic

Helmut Gipper (Münster), Evolutive grammar or how to become a competent speaker of a language ..... 541  
 Ursula Stephany (Köln), Zur psychischen Realität der Dimension der Deskriptivität ..... 549

Psychoanalyse

Henry von Witzleben (Palo Alto), Über einige Sprach- und Sprechprobleme in der Psychoanalyse ..... 556  
 Georg Heike (Köln), Articulatory Synthesis of German Monosyllables ..... 566  
 Thomas A. Sebeok (Bloomington), Zoosemiotics Explained ..... 571

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Wege zur Universalienforschung:** sprachwissenschaftl. Beitr. zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler/ hrsg. von Gunter Brettschneider und Christian Lehmann. — Tübingen: Narr, 1980.  
 (Tübinger Beiträge zur Linguistik; Bd. 145)  
 ISBN 3 - 87808 - 145 - 6

# WEGE ZUR UNIVERSALIEN FORSCHUNG

INHALTSVERZEICHNIS

I. PERSPEKTIVEN DER LINGUISTISCHEN UNIVERSALIENFORSCHUNG

Sprach- und Grammatiktheorie

Paul Garvin (Buffalo), The delimitation of linguistics ..... 3  
 George Babinotis (Athen), The uniqueness of the linguistic sign ..... 10  
 Edith Moravcsik (Milwaukee, Wisc.), Some crosslinguistic generalizations about motivated symbolism ..... 23  
 Christian Lehmann (Köln), Aufbau einer Grammatik zwischen Sprachtypologie und Universalistik ..... 29  
 László Dezső (Debrecen), From *grammaire générale* to universal grammar ..... 38  
 Wolfgang Raible (Freiburg), Edmund Husserl, die Universalienforschung und die Regularität des Irregulären ..... 42  
 Johann Knobloch (Bonn), Das Sprachgefühl, ein vernachlässigter Begriff ..... 51

Universalientheorie

Holger van den Boom (Berlin), Zur Logik implikativer Universalien ..... 53  
 E.M. Uhlenbeck (Leiden), Language universals, individual language structure and the Lingua Descriptive Series Project ..... 59

Semantik

William Haas (Manchester), Sentence meanings and truth-values ..... 65  
 Jacques Lerot (Louvain), Zwei Typen inhaltlicher Einheiten ..... 76  
 Herman Parret (Leuven/Antwerp), Proper names versus [I, you, we], a universal dimension ..... 81  
 Gerold Ungeheuer (Bonn), LAMBERTs semantische Tektonik des Wortschatzes als universales Prinzip ..... 87

Syntax und Morphologie

Roman Jakobson (Cambridge, Mass.), The primary syntactic split and its corollary ... 94  
 Paul O. Samuelsdorff (Köln), Is the adverb a universal category? ..... 95  
 Odo Leys (Leuven), In defense of the comparative ..... 101  
 Henri Frei (Genf), Sur la distinction entre phrases segmentées anaphoriques et épiphoriques ..... 107  
 Wolfgang U. Dressler (Wien), Universalien von Agens-Wortbildungen ..... 110  
 Hans-Heinrich Lieb (Berlin), Words as syntactic paradigms ..... 115

## Inhaltsverzeichnis (Fortsetzung)

### Phonologie

Thomas Bearth (Abidjan), Is there a universal correlation between pitch and information value? . . . . .	124
Gaberell Drachman (Salzburg), Are all universals of child language truly universals of language? . . . . .	131
Andrew Kerek (Ohio), The sonority hierarchy in child phonology: evidence from Hungarian . . . . .	139

### Geschichte der Sprachwissenschaft

Winfred P. Lehmann (Austin), Case syntax at the turn of the century in relation to universals . . . . .	145
Oswald Szemerényi (Freiburg), About unrewriting the history of linguistics . . . . .	151

## II. TYPOLOGISCHE FRAGESTELLUNGEN

### Typologische Theorie

Peter Hartmann (Konstanz), Bemerkungen zu einer Typologie der Sprachverwendung . . . . .	165
--	-----

### Wortstellungstypologie

Robert Hetzron (Santa Barbara, Cal.), On word order and morpheme order . . . . .	175
Bernd Heine (Köln), Determination in some East African languages . . . . .	180
Paolo Ramat (Pavia), Zur Typologie des pompeianischen Lateins . . . . .	187

### Morphosyntaktische Typologie

Gunter Brettschneider (Lecároz/Navarra), Zur Typologie komplexer Sätze . . . . .	192
Eugenio Coseriu (Tübingen), Partikeln und Sprachtypen. Zur strukturell-funktionellen Fragestellung in der Sprachtypologie . . . . .	199
Winfried Boeder (Oldenburg), „Haben“ in den Kartwelsprachen . . . . .	207
Gustav Ineichen (Göttingen), Zur Beurteilung der lateinischen <i>habeo</i> -Periphrasen . . . . .	218
Vladimir Nedjalkov (Leningrad), Reflexive constructions: a functional typology . . . . .	222
Bernard Comrie (Los Angeles), Agreement, animacy, and voice . . . . .	229
Robert Austerlitz (New York), Typology and universals on a Eurasian east-west continuum . . . . .	235

### Phonologische Typologie

Herbert Pilch (Freiburg), Basel German: a challenge to phonemic typology . . . . .	245
--	-----

## III. INTEGRATION EINZELSPRACHLICHER FORSCHUNGSERGEBNISSE

### Phonologie

Alfred Wollmann (Köln), Über einige Vokalverschiebungen im Englischen, Tschechischen und Deutschen . . . . .	253
--	-----

## PARTIKELN UND SPRACHTYPUS

### Zur strukturell-funktionellen Fragestellung in der Sprachtypologie

Eugenio Coseriu (Tübingen)

1. Die sog. Partikeln oder „Satzadverbien“ vom Typ *zwar, ja, wohl, denn, eigentlich, immerhin* usw. sind durch ihre Anzahl sowie durch Umfang und Vielfalt ihrer Verwendung zweifelsohne ein charakteristischer Zug des Deutschen im Vergleich zu anderen europäischen Sprachen. So würde man z.B. in einer Situation, in welcher ein Italiener einfach *Che c'è?* oder höchstens *Be', che c'è?* sagt, im Deutschen meist nicht *Was ist?*, sondern eher – und in gewisser Hinsicht „normalerweise“ – *Was ist schon dabei?* oder *Was ist denn schon dabei?*, ja sogar *Na, was ist denn schon dabei?* sagen. Ebenso waren bekanntlich Partikeln dieser Art charakteristisch für das Altgriechische.<sup>1</sup> Angesichts dieser Übereinstimmung zwischen nicht unmittelbar verwandten Sprachen darf man sich fragen, welches ihr typologischer Status vom Gesichtspunkt einer strukturell-funktionellen Sprachtypologie aus sein kann.

2.1. Die strukturell-funktionelle Sprachtypologie – die u.E. dem ursprünglichen und eigentlichen Sinn der Sprachtypologie schlechthin entspricht – ist Feststellung und Erklärung (= Begründung, Motivierung) von sinnvollen **k o n k r e t e n** Zusammenhängen in der Gestaltung der Sprachen, d.h. Zurückführung von in den Sprachsystemen **v e r s c h i e d e n e n** Verfahren und Funktionen auf **e i n h e i t l i c h e** strukturell-funktionelle Prinzipien und somit Identifizierung der ideellen Einheit einer jeden Sprache (soweit eine solche Einheit überhaupt besteht).<sup>2</sup>

2.2. Schon die Wegbereiter bzw. Begründer der Sprachtypologie – unter ihnen Adam Smith und A.W. Schlegel – vertreten im Grunde eben diese Auffassung vom Sprachtypus, wenn auch nur intuitiv und zunächst nur in bezug auf gewisse allgemeine Ausdrucksverfahren. So umfaßt bei Adam Smith die periphrastische Verfahrensweise („composition“) die Präpositionen als Zeichen von Kasusfunktionen und die Hilfsverben, d.h. zwei in den entsprechenden Sprachsystemen völlig verschiedene Verfahren; und bei A.W. Schlegel kommen der Artikel, die die Verbalflexion kennzeichnenden Personalpronomina und die periphrastischen Mittel zur Steigerung von Adjektiven hinzu. Ebenso umfaßt die „Flexion“ – als Gegenteil der periphrastischen Verfahrensweise – schon anfangs die Konjugation, die Deklination und die sog. synthetische Steigerung der Adjektive, d.h. wiederum verschiedene Einzelverfahren: die Flexion ist nicht etwa *ein* Verfahren mit *einer* Funktion, sondern eine Kategorie von Verfahren mit einer ebenfalls kategoriellen Funktion.<sup>3</sup> Die Sprachtypologie wird also von Anfang an als Identifizierung von sinnvollen Zusammenhängen in der Gestaltung der Sprachen, als Entdeckung der „technischen“ Einheitlichkeit

<sup>1</sup> Auf diese „Ähnlichkeit“ der beiden Sprachen hat schon G. von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft*, Leipzig 1891, S. 99, ausdrücklich hingewiesen.

<sup>2</sup> S. dazu den vom Verf. auf dem Rask-Hjelmlev-Symposium in Kopenhagen, 1979, gehaltenen Vortrag: „Der Sinn der Sprachtypologie“ (im Druck).

<sup>3</sup> Zu den Sprachtypologien von Adam Smith und A.W. Schlegel cf. von Verf. „Adam Smith und die Anfänge der Sprachtypologie“, in: *Wortbildung, Syntax und Morphologie. Festschrift Hans Marchand*, Den Haag 1968, SS. 46–54, und „Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung“, in: *Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. Festschrift Kurt Wais*, Tübingen 1972, insb. SS. 115–116.

„einer jeden Sprache aufgefaßt; und der Sprachtypus (wenn auch unter dem Namen „Gattung“ oder „Klasse“) als Gestaltungsprinzip oder als die jeweilige Gesamtheit der Gestaltungsprinzipien, die die jeweilige strukturelle Einheitlichkeit dieser oder jener Sprachen (evtl. auch nur einer einzigen Sprache) ausmachen.

2.3. Diese schon in den Anfängen der Sprachtypologie intuitiv gegebene Idee von Typus und Typologie wurde erst später von W.v. Humboldt und G. von der Gabelentz explizit gemacht und weiter begründet. Humboldt behandelt den Sprachtypus in diesem Sinne unter dem Namen „Form“ bzw. „charakteristische Form“ einer Sprache. Darüber schreibt er u.a. in der Einleitung zum *Kawi-Werk*:<sup>4</sup>

„Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im Einzelnen sey, auf irgend eine Weise bestimmt“.

„Es versteht sich indes von selbst, dass in den Begriff der Form der Sprachen keine Einzelheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern angenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läßt“.

„Denn in jeder Sprache liegt eine solche . . . zusammenfassende Einheit . . . Dieselbe Einheit muss sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen“.<sup>5</sup>

Die „Form“ in diesem Sinne ist also für Humboldt das einheitliche Gestaltungsprinzip bzw. das einheitliche Gefüge von Gestaltungsprinzipien einer Sprache, ihre „zusammenfassende Einheit“, das „reale“ Zusammenhängen ihrer Elemente.<sup>6</sup> Ebenso für Gabelentz, dem unabhängig von Humboldt – oder zumindest ohne Bezug auf Humboldt – eine ähnliche Entdeckung von Gestaltungszusammenhängen („Induktion“) vorschwebt:

„Es scheint aber auch, als wären in der Sprachphysiognomie gewisse Züge entscheidender als andere. Diese Züge gälte es zu ermitteln; und dann müsste untersucht werden, welche andere Eigenthümlichkeiten regelmässig mit ihnen zusammentreffen. Ich denke an Eigenthümlichkeiten des Wort- und des Satzbaues, an die Bevorzugung oder Verwahrlosung gewisser grammatischer Kategorien. Ich kann, ich muss mir aber auch denken, dass alles dies zugleich mit dem Lautwesen irgendwie in Wechselwirkung stehe. Die Induction, die ich hier verlange, dürfte ungeheuer schwierig sein; . . . Aber welcher Gewinn wäre es auch, wenn wir einer Sprache auf den Kopf zusagen dürften: Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter!“<sup>7</sup>

Diese „Induktion“ nennt Gabelentz ausdrücklich „Typologie“, betrachtet sie allerdings als „ungeborenes Kind“. Letzteres gilt sicherlich – trotz der schon in der traditionellen Typologie mitgegebenen Intuition und trotz ähnlicher Ansätze in neueren Typologien – weitgehend heute noch im Bereich der sprachtypologischen Forschung, so wie diese üblicherweise verstanden wird.<sup>8</sup> Die interessanteste und kohärenteste unter den modernen

<sup>4</sup> Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, hier nach der Ausgabe in: W.v. Humboldt, *Werke in fünf Bänden*, hrsg. von A. Flitner und K. Giel, Bd. III, Stuttgart 1963, zitiert.

<sup>5</sup> *Op.cit.*, SS. 420, 423.

<sup>6</sup> Cf. den o.a. Beitrag „Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts“, insb. SS. 120–122, und, ebenfalls von Verf., „Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur“, *Folia Linguistica* IV, 1970, S. 54.

<sup>7</sup> *Die Sprachwissenschaft*<sup>2</sup>, Leipzig 1901, S. 481. Zum Stellenwert dieses Passus in der Sprachaufassung von G. von der Gabelentz cf. von Verf., „Georg von der Gabelentz et la linguistique synchrone“, in: *Word* 23, 1967 (Festschrift Martinet, I), SS. 95–96.

<sup>8</sup> Zum Stand der Sprachtypologie um 1958 (der sich aber bis heute nicht wesentlich geändert hat) cf. den grundlegenden und klärenden Aufsatz von V. Skalička „O současném stavu typologie“, *Slovo a slovesnost* 19, 1958, SS. 224–232.

Typologien, nämlich die Typologie „der bevorzugten Zusammenhänge“ von V. Skalička, nähert sich zwar in gewisser Hinsicht der von Humboldt und Gabelentz verlangten „Induktion“; als Typologie der abstrakt möglichen Verfahren für im Grunde als analog verstandene Funktionen entspricht sie jedoch einer anderen Art Sprachtypologie, auch wenn ihre ersten Ansätze ebenfalls bei Humboldt zu finden sind.<sup>9</sup> Auch sind demzufolge Sprachtypen für Skalička „Konstrukte“, und er „konstruiert“ mit guten Gründen deren fünf, die (in verschiedenem Ausmaß miteinander kombiniert) für alle Sprachen der Welt gelten sollen.<sup>10</sup> Eine konkrete strukturell-funktionelle Typologie im Sinne Humboldts muß hingegen nicht nur Verfahren, sondern auch – und sogar an erster Stelle – (inhaltliche) Funktionen „typisieren“ (d.h. in sinnvolle Zusammenhänge miteinander bringen), und für sie kann der Sprachtypus kein Konstrukt sein, sondern nur ein reales Faktum der funktionellen Gestaltung einer jeden Sprache; deshalb weiß eine solche Typologie auch nicht im voraus, wieviele Sprachtypen es geben kann, denn diese müssen zunächst für die verschiedenen Sprachen ermittelt werden.

2.4. Dem „ungeborenen Kind“ kann man u.E. zur Geburt nur dann verhelfen, wenn man den Sprachtypus als eine Ebene der einzelsprachlichen Strukturiertheit ansetzt, d.h. wenn man in der Struktur der Einzelsprachen die drei Ebenen der Sprachnorm, des Sprachsystems und des Sprachtypus unterscheidet.<sup>11</sup> Und in diesem Sinne wurde ja das von Gabelentz postulierte Kind schon geboren, und es lebt schon, wenn auch vorerst nur unerkannt und am Rande der heute üblichen Sprachtypologie.<sup>12</sup> Hier nehmen wir uns vor, ihm zu einem regeren und differenzierteren Leben zu verhelfen.

3.1. Eine Einzelsprache ist eine traditionelle (historisch gewordene) Technik des Sprechens und als solche ein strukturiertes Gefüge von inhaltlichen Funktionen und ihnen entsprechenden Ausdrucksverfahren. In diesem „technischen“ Gefüge kann man nun drei Strukturebenen unterscheiden, und zwar die schon erwähnten Ebenen der *Sprachnorm*, des *Sprachsystems* und des *Sprachtypus*.

Die Sprachnorm umfaßt alles, was in der Realisierung einer Einzelsprache im Sprechen traditionell und zumindest gewissen Sprechergruppen gemeinsam ist, und zwar unabhängig von dem Ausmaß, in dem es auch in objektiver Hinsicht funktionell ist: sie ist die Gesamtheit der für eine Sprache „üblichen“ traditionellen Realisierungen. Das Sprachsystem hingegen umfaßt alles, was in einer Norm (bzw. in verschiedenen Normen in gleicher Weise) objektiv funktionell („distinktiv“) ist, d.h. die funktionellen Oppositionen und Verfahren,

<sup>9</sup> Cf. „Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts“, SS. 122–123.

<sup>10</sup> Cf. insb. „Ein «typologisches Konstrukt»“, *Travaux linguistiques de Prague* 2, 1966, SS. 163–175.

<sup>11</sup> Zur Unterscheidung von Sprachnorm und Sprachsystem cf. von Verf. insb. *Sistema, norma y habla*, Montevideo 1952, wiederabgedr. in *Teoría del lenguaje y lingüística general*<sup>3</sup>, Madrid 1973, SS. 11–113, dt. Übers. in *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft*, München 1975, SS. 11–101; zur Unterscheidung Sprachnorm – Sprachsystem – Sprachtypus cf. insb. „Structure lexicale et enseignement du vocabulaire“, in: *Actes du Premier Congrès International de Linguistique Appliquée*, Nancy 1966, SS. 203–208, dt. Übers. „Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes“, in: *Strukturelle Bedeutungslehre*, hrsg. von H. Geckeler, Darmstadt 1978 (hier SS. 229–235), und „El aspecto verbal perifrástico en griego antiguo“, in: *Actas del III Congreso Español de Estudios clásicos*, Bd. 3, Madrid 1968, SS. 93–94, dt. Übersetzung „Der periphrastische Verbalaspekt im Altgriechischen“, *Glotta* 53, 1975 (hier SS. 1–2), sowie die in der folgenden Fn. angeführten Beiträge.

<sup>12</sup> Vgl. die Anwendung dieser Auffassung vom Sprachtypus auf die romanischen Sprachen in unserem Kongreßbeitrag „Sincronía, diacronía y tipología“, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología románicas*, Bd. 1, Madrid 1968, SS. 269–281, dt. Übers. in: E. Coseriu, *Sprache, Strukturen und Funktionen*<sup>3</sup>, Tübingen 1979, SS. 77–88, und in dem bisher nur in provisorischer Form erschienenen Vortrag *Essai d'une nouvelle typologie des langues romanes*, Sinaia 1971.

die eine einzelsprachliche Struktur im eigentlichen Sinne ausmachen. Und der Sprachtypus umfaßt die Kategorien von inhaltlichen und materiellen Oppositionen, die Typen von Funktionen und Verfahren eines Sprachsystems (oder auch verschiedener Sprachsysteme, wenn sie darin doch identisch sind), d.h. die funktionellen Prinzipien einer Sprachtechnik, und ist in dieser Hinsicht die Gesamtheit der funktionellen Zusammenhänge zwischen auf der Ebene des Systems verschiedenen Funktionen und Verfahren.

3.2. Der Sprachtypus in diesem Sinne ist zunächst Gegenstand der einzelsprachlichen Beschreibung, und die Sprachtypologie ist eine – übrigens für das richtige und vollständige Verstehen einer Sprache notwendige – Sektion der beschreibenden strukturellen Linguistik, die sich ja jeweils nur mit einem Sprachsystem befaßt. Der Sprachtypus muß grundsätzlich für jedes Sprachsystem getrennt „induziert“ und beschrieben werden: Er ist an erster Stelle die technische Einheit *e i n e r* Sprache. So wie ein Sprachsystem mehreren Realisierungsnormen entsprechen kann, kann zwar ein und derselbe Sprachtypus teilweise oder auch im ganzen mehreren (auch historisch nicht unmittelbar zusammenhängenden) Sprachsystemen entsprechen. In verschiedenen Normen identische Fakten können jedoch auf der funktionellen Ebene der Sprachsysteme verschieden sein (d.h. sie können in verschiedenen Oppositionen funktionieren) und umgekehrt; und das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen dem Sprachsystem und dem Sprachtypus. *E i n e* funktionelle Ähnlichkeit, insb. zwischen historisch nicht unmittelbar zusammenhängenden Sprachsystemen (auch z.B. das reichliche Vorhandensein von Partikeln mit ähnlicher Funktion im Deutschen und im Altgriechischen), ist vorerst und an und für sich noch nicht typologisch maßgebend, denn die entsprechenden „systemhaften“ Fakten könnten auch von verschiedenen Prinzipien herrühren, d.h. zu verschiedenen Zusammenhängen (= typologischen Einheiten) gehören. Erst die Ähnlichkeit bzw. Identität der technischen Prinzipien und folglich der entsprechenden funktionellen Zusammenhänge macht die typologische Affinität bzw. Identität aus.<sup>13</sup> Mehr noch: auch das empirisch auf der Ebene der Sprachsysteme allein festgestellte Zusammenhänge, die bloße positive oder negative Koexistenz von Funktionen oder Verfahren (etwa vom Typ: „wenn *x*, dann auch *y*“ bzw. „wenn *x*, dann nicht *y*“) ist an sich nicht unbedingt typologisch relevant, denn die realen einheitlichen Zusammenhänge auf der Ebene der Sprachtypen könnten doch andere sein. Nur wenn das empirisch festgestellte Zusammenhängen in auffallendem Ausmaß besteht (d.h. wenn es zahlreichen Ähnlichkeiten entspricht), liegt die Vermutung nahe, daß es durch den Sprachtypus bedingt sein kann, und die empirische „Koexistenz“ erhält somit einen besonderen heuristischen Wert für die Sprachtypologie.

3.3. Dies ist nun aber beim Deutschen und Altgriechischen der Fall, da die oft bis ins Detail gehenden strukturell-funktionellen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen auffallend zahlreich sind, und meist können sie weder durch den ursprünglichen historischen (genealogischen) Zusammenhang noch als Ergebnis der Beeinflussung der einen Sprache durch die andere gerechtfertigt werden.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Deshalb bleiben Charakterisierungen wie „S-O-V-Sprache“, „S-V-O-Sprache“ eigentlich auf der Ebene der Sprachsysteme, und sie sind keine typologischen Charakterisierungen, sondern nur partielle und in theoretischer Hinsicht belanglose Klassifizierungen von Sprachen, wenn sie diese Reihenfolge der Satzglieder nicht mit anderen Fakten derselben Sprachen in Zusammenhang bringen. Dies abgesehen davon, daß sie auch als partielle Klassifizierungen einfach falsch sind, wenn sie die Identität der mit „S“ oder „O“ gekennzeichneten Funktionen in den verschiedenen auf diese Weise „charakterisierten“ Sprachen annehmen. So wurde z.B. auch das Japanische schon mehrmals als S-O-V-Sprache eingestuft. Die Existenz im Japanischen von Funktionen wie „Subjekt“ und „Objekt“ in unserem (europäischen) Sinne ist aber zumindest fraglich, da schon das japanische Verb nie „Handlungen“ wie die meisten „europäischen“ Verben, sondern stets nur reine „Geschehnisse“ bezeichnet.

<sup>14</sup> Eine aufgrund von Hinweisen von mir hergestellte Liste solcher Ähnlichkeiten findet man in der Tübinger Dissertation von H. Weydt, *Abtönungspartikel*, Bad Homburg 1969, SS. 111–112.

4. Von diesen vielen auf der Ebene der Sprachsysteme übereinstimmenden Fakten, oder besser Faktenbereichen, wählen wir hier für unseren Zweck drei aus: die Partikeln, die präfigierten Verben und die Nominalkomposition, die uns für unseren Zweck besonders aufschlußreich zu sein scheinen.

4.1.1. Wie das Deutsche verfügte auch das Altgriechische über ein sehr umfangreiches und als Ganzes dem deutschen ähnliches, wenn auch freilich z.T. anders strukturiertes System von Partikeln wie z.B. *ἀλλά, ἄρα, ἀπάρ, γάρ, ἦτοι, ἦ, οὖν, δὴ* usw., und wie im Deutschen konnten auch im Altgriechischen Partikeln miteinander kombiniert erscheinen, und zwar sowohl mit „additiver“ als auch mit einheitlicher Funktion (cf. z.B. *μέν . . . δέ* gegenüber *καὶ δὴ*).<sup>15</sup> Mehr noch, in den meisten Fällen kann man altgriechische Partikeln mit deutschen Partikeln „übersetzen“ (wenn auch nicht stets mit den gleichen), d.h. man kann je nach den Kontexten genaue oder so gut wie genaue Entsprechungen feststellen, wie z.B.: *ἀλλά* (am Anfang einer Äußerung) – *mal* (einmal), *nun* (cf. *ἀλλά λέγωμεν* – *sagen wir mal*); *ἀλλά* (nach einem negativen Ausdruck) – *einfach*; *ἄρα* – *wohl, doch*; *ἀπάρ* – *doch, dennoch, immerhin, allerdings*; *γάρ* – *denn, nämlich, freilich*; *ἦτοι* – *freilich, gewiß*; *ἦ* – *etwa?*; *οὖν* – *also, freilich, sicherlich*; *που, πως, τι* – *etwa*; *μέν . . . δέ* – *zwar . . . aber; καὶ δὴ* – *doch, ja* (z.B. *καὶ δὴ βλέπω* – *ich schaue ja*).

4.1.2. Ebenso charakteristisch sind für die beiden Sprachen wegen ihrer Anzahl und wegen der weitgehend offenen Möglichkeit ihrer Bildung die präfigierten Verben.<sup>16</sup> So hat man im Deutschen gegenüber frz: *tomber*, it. *cadere*, sp. *caer* (allein oder mit syntagmatischen Determinationen) *fallen* und daneben *hinfallen, abfallen, ausfallen, vorfallen, zurückfallen, hineinfallen, überfallen, umfallen* usw. Ebenso neben *gehen: durchgehen, umgehen, untergehen, übergehen, abgehen, ausgehen, aufgehen, mitgehen* usw. Und im Altgriechischen hatte man neben *πίπτω: ἀναπίπτω, ἀντιπίπτω, ἐκπίπτω, ἐμπίπτω, εισπίπτω, ἐπιπίπτω* („überfallen“, auch im Sinne von „angreifen“), *διαπίπτω, καταπίπτω, ἐπεισπίπτω, ἐπικαταπίπτω* usw.; neben *βαίνω: διαβαίνω, ἀμφιβαίνω, περιβαίνω, καταβαίνω, ὑπερβαίνω, ἀποβαίνω, ἐκβαίνω, ἀναβαίνω, συμβαίνω* usw.; neben *ἄγω: ἀνάγω, ἀπάγω, διάγω, εἰσάγω, ἐξάγω, κατάγω, προάγω, προσάγω, συνάγω, ἐπανάγω, ἐξανάγω* usw. Und auch in diesem Fall kann man oft (wie eben bei *ἐπιπίπτω* – *überfallen*) genaue oder so gut wie genaue Entsprechungen im Detail feststellen; cf. z.B. *ἐπισκοπῶ* – *überprüfen*, *ἐγχῶ*, *εἰσχῶ* – *eingießen*, *εἰσάγω* – *einführen*, *ἀποβαίνω, ἐκβαίνω* – *ausgehen*, *διαδίδωμι* – *durchgeben*, *ἀναλαμβάνω* – *aufnehmen*, *συμπράττω* – *mitmachen*.

4.1.3. Nicht weniger charakteristisch ist für die beiden Sprachen die Nominalkomposition. So kann man z.B. gegenüber verschiedenen lexikalischen Einheiten im Spanischen (*billete, entrada, ficha, mapa*, evtl. mit zusätzlichen syntagmatischen Determinationen) im Deutschen stets nur *Karte* als zweites Element eines Kompositums haben (*Fahrkarte, Eintrittskarte, Karteikarte, Landkarte* usw.). Und es ist bekannt, daß im Altgriechischen die im Sprachsystem gegebene Möglichkeit der Nominalkomposition so gut wie unbegrenzt war und nur in der Realisierungsnorm gewissen Restriktionen unterlag. Auch im Griechischen waren Plurikomposita vom Typ etwa von *Verkehrsflugzeugmotorenreparaturwerkstätte* grundsätzlich möglich, und gerade deshalb konnte z.B. Aristophanes mit Hilfe von zwar dem System nach möglichen, jedoch nicht „normalen“ Komposita komische Effekte erzielen.

<sup>15</sup> Ausführlicher zu den Ähnlichkeiten zwischen dem deutschen und dem altgriechischen Partikelsystem bei H. Weydt, *op.cit.*, SS. 104–111.

<sup>16</sup> Diese Verben werden meist als „Komposita“ betrachtet. In Wirklichkeit entsprechen sie (zusammen u.a. mit der Diminutiv-, Augmentativ- und Kollektivbildung) einem völlig anderen Wortbildungsverfahren, das man „Modifizierung“ nennen kann; cf. von Verf. „Les structures lexématiques“, in: *Probleme der Semantik*, hrsg. von W.Th. Elwert, Wiesbaden 1968, SS. 13–15, dt. Übers. in: *Strukturelle Bedeutungslehre*, hrsg. von H. Geckeler (hier: SS. 268–271).

4.2.0. Gibt es nun hier eine funktionelle Homogenität in der auf der Ebene der Sprachsysteme gegebenen Verschiedenheit, eine allgemeine Funktion, der die in den Sprachsystemen verschiedenen Funktionen als Spezifizierungen entsprächen? Mit anderen Worten: Kann man Partikeln, präfigierte Verben und Nominalkomposition funktionell in einen „sinnvollen“ Zusammenhang miteinander bringen, sie auf ein einheitliches funktionelles Prinzip zurückführen? Wir glauben, daß dies ohne weiteres möglich ist. Dafür genügt allerdings nicht die bloße Feststellung der „Koexistenz“, des empirisch gegebenen Zusammenhangs dieser Fakten (cf. 3.2.), sondern man muß eben ihre jeweilige Funktion im Sprachsystem bestimmen und, mehr noch, auch ihr tatsächliches Funktionieren im Sprechen näher betrachten, was wir hier freilich nicht ausführlich, sondern nur sozusagen „im Entwurf“ tun können.

4.2.1. Die Partikeln haben im Deutschen die allgemeine Funktion, das Gesagte (bzw. das im Gesagten Gemeinte) in ein jeweils anders bestimmtes Verhältnis zu einem Kontext und/oder einer Situation (einschließlich der damit verbundenen Überlegungen des Sprechers und der Haltung des Sprechers und des tatsächlichen oder nur stillschweigend vorausgesetzten Hörers) zu bringen, und somit können sie u.a. den Gültigkeitsbereich des Gesagten präzisieren oder einschränken. So weist z.B. *zwar* auf eine Begrenzung hin, die später im Kontext durch *jedoch* oder *aber* eingeführt wird; *ja* und *wohl* setzen ebenfalls eine Grenze voraus, weisen aber darauf hin, daß das Ausgesagte mit Sicherheit (*ja*) oder wahrscheinlich (*wohl*) in den angenommenen Gültigkeitsbereich fällt. *Eigentlich* bezieht das Gesagte auf die Überlegungen oder die Einschätzung des Sprechers, *denn* hingegen verweist auf die Haltung eines anderen, insbesondere des Adressaten (auch eines nur eventuellen bzw. stillschweigend angenommenen). Man kann z.B. im Deutschen zwar auch ohne jegliche Angabe von kontextuell-situationellen Zusammenhängen *Wie spät ist es?* fragen. In den meisten Fällen fragt man jedoch *Wie spät ist es eigentlich?* oder *Wie spät ist es denn?*, und zwar mit *eigentlich*, wenn dem Sprecher selbst einfällt, daß es spät sein könnte, mit *denn*, wenn er durch das Verhalten des Adressaten auf diesen Gedanken gekommen ist. Und im Falle von *Na, was ist denn schon dabei?* hat man einen Verweis auf die Haltung des Sprechers (*na*), einen weiteren auf die Haltung des (auch nur vorausgesetzten) Adressaten (*denn*), einen Bezug auf andere evtl. vergleichbare Situationen (*schon*) und einen Bezug auf die „aktuelle“ Situation (*dabei*). Ähnlich waren die Funktionen der Partikeln des Altgriechischen, die ebenfalls jeweils einen bestimmten Bezug auf den Kontext und auf die Situation im o.a. Sinne ausdrückten.<sup>17</sup>

Kennzeichnend für das Funktionieren der Partikeln ist aber, daß man auf sie ganz oder teilweise verzichten kann, wenn die kontextuell-situationellen Zusammenhänge nicht präzisierbar sind, wenn man diese als schon eindeutig gegeben bzw. selbstverständlich ansieht oder wenn man sie nicht angeben will. In solchen Fällen kann man sehr wohl im Deutschen für *it. Che c'è?* einfach *Was ist?* sagen.<sup>18</sup> Es handelt sich dabei also um kontextuell-situationelle Determinationen, die in anderen Sprachen – z.B. den romanischen – zwar in der Rede mit Hilfe von okkasionellen Periphrasen angegeben werden können, die jedoch meist nicht „grammatisch“ (einzelsprachlich) gegeben sind, im Deutschen hingegen (wie im Altgriechischen) eben als einzelsprachlich erfaßt erscheinen.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Cf. die knappe, aber treffende Charakterisierung von B.F.C. Atkinson, *The Greek Language*<sup>2</sup>, London 1952, S. 160: "The function of these [der Partikeln] was in most cases to connect a sentence with the foregoing or subsequent sentence, thus simplifying the grasping of the train of ideas", sowie seine scharfsinnigen Angaben zu  $\delta\eta$  ("the speaker appeals to common knowledge between himself and his audience") und zu  $\kappa\alpha\iota$   $\delta\eta$ , das "an unexpected affirmation" einleite.

<sup>18</sup> Dadurch konnte der Eindruck entstehen, daß die Partikeln „überflüssig“ seien. Daher auch die Haltung gewisser, offenbar an der Grammatik anderer Sprachen (wahrscheinlich des Lateinischen) orientierter Schulmeister, die sie als entbehrlich und als „Läuse im Pelz der deutschen Sprache“ abtun möchten. Cf. dazu H. Weydt, *op.cit.*, S. 83.

<sup>19</sup> Es stimmt aber nicht, daß die Partikeln in der gesprochenen Sprache etwa den Satzzeichen der geschriebenen Sprache entsprechen würden, noch daß sie im Gesprochenen stets durch die Intonation

4.2.2. Eine im Grunde analoge Funktion leisten die durch Präfixe „modifizierten“ Verben. Sie beziehen nämlich den Verbalvorgang auf einen „realen“ – meist räumlichen oder zeitlichen – Zusammenhang, indem sie z.B. den äußeren Ausgangspunkt, den Zielpunkt oder die Richtung dieses Vorgangs angeben. Dadurch wird der Verbalvorgang selbst „partialisiert“, d.h. in seiner besonderen Art determiniert: *hinfallen* ist eine andere Art „Fallen“ als *ausfallen*, *umfallen*, *abfallen* usw. Und auch hier kann man (oder u.U.: *m u ß man*) auf das Präfix verzichten, wenn der „reale“ Zusammenhang eindeutig feststeht bzw. schon anders gegeben ist; cf. *hinfallen* gegenüber *auf die Knie (auf den Rücken, auf den Kopf, auf den Boden, ins Netz usw.) fallen*, oder *Die Blätter fallen ab* gegenüber *Die Blätter fallen von den Bäumen* (ohne *ab*). Ebenso brauchte man im Altgriechischen nicht stets  $\alpha\pi\alpha\lambda\iota\tau\omega$ ,  $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\iota\tau\omega$  usw. zu sagen; in vielen Fällen begnügte man sich mit dem einfachen  $\pi\iota\tau\omega$ .

Auch hier handelt es sich also um kontextuell-situationelle Determinationen, die in anderen Sprachen entweder stillschweigend angenommen werden oder in der Rede mit okkasionellen Mitteln angegeben werden müssen, wohingegen sie im Deutschen als einzelsprachlich erfaßte Funktionen vorliegen. Dies erlaubt dem Deutschen einerseits, gewisse Inhalte zu präzisieren (cf. frz. *tomber*, *prendre* gegenüber den vielen deutschen *fallen-* und *nehmen-*Verben), andererseits aber auch Inhalte, die andere Sprachen als einheitlich erfassen und nicht weiter analysieren, als Arten allgemeinerer Inhalte darzustellen (cf. z.B. frz. *accepter*, *admettre*, *accueillir*, *maigrir* gegenüber dt. *hinnehmen*, *annehmen*, *aufnehmen*, *abnehmen*).

4.2.3. Auch die Nominalkomposition drückt im Deutschen einen Bezug auf einen außersprachlichen Kontext aus, nämlich auf den üblichen bzw. permanenten „realen“ Zusammenhang, in dem ein „Objekt“ oder ein „Faktum“ steht und durch den es als Vertreter einer besonderen Species gilt bzw. gelten kann. So kann z.B. eine „Karte“ auf das Fahren, auf das Eintreten, auf einen geographischen Raum usw. bezogen werden, wodurch sie zu einer „Fahrkarte“, „Eintrittskarte“, „Landkarte“ usw. wird. Und daß es sich gerade um den Bezug auf diesen Zusammenhang handelt, zeigt sich dadurch, daß das Determinatum eines Kompositums auch allein gebraucht werden kann, wenn der determinierende Zusammenhang schon anders gegeben ist bzw. eindeutig feststeht. Vor einer „Landkarte“ wird man sich auf sie einfach mit *Karte* beziehen; eine „Landkarte“, die Frankreich darstellt, ist normalerweise eine „Frankreichkarte“; und wenn man von einem Konzert oder einer Theatervorstellung spricht, kann man ohne weiteres fragen, wo man die „Karten“ dafür bekommt. Diese Auslassung des Determinans der Komposita ist im Deutschen in den meisten Fällen zulässig; sogar für *Lehrstuhl* kann man in einer eindeutigen Situation bzw. in einem eindeutigen Kontext das Determinatum allein verwenden (z.B. *der Stuhl für Physik an der Universität Tübingen*); und manche Sprecher betrachten, wie es scheint, auch *Hof* für *Bahnhof* (z.B. *Omnibushof*) als annehmbar. Die Fälle wie *Handschuh*, wo man unter keinen Umständen auf das Determinans verzichten kann (bei *Handschuh* nämlich auch in einem Handschuhgeschäft nicht), sind sehr selten.<sup>20</sup>

ersetzt werden könnten, denn in Wirklichkeit sind die Partikeln in der gesprochenen Sprache häufiger als in der geschriebenen. Richtig ist nur, daß die Intonation im Deutschen oft z u s ä t z l i c h z u oder z u s a m m e n mit den Partikeln funktioniert und bisweilen auch „Partikelfunktionen“ ausdrücken kann, wohingegen in anderen Sprachen, die über weit weniger Partikeln verfügen, die Intonation tatsächlich ähnliche, jedoch weniger eindeutige Funktionen übernimmt. Gegenüber solchen Sprachen ist das Deutsche dadurch charakterisiert, daß es die kontextuell-situationellen Zusammenhänge des Sprechens nicht stillschweigend annimmt und auch nicht bloß mit Hilfe des universellen Mittels der Intonation ausdrückt, sondern in der Form von einzelsprachlichen Funktionen „verbalisiert“ hat.

<sup>20</sup> Es ist deshalb nicht nur ohne Belang, sondern auch einfach falsch, die deutsche Bevorzugung für die Komposita auf eine nicht weiter bestimmte Opposition „konkret“/„abstrakt“ zurückzuführen und das Deutsche gegenüber einer romanischen Sprache wie z.B. dem Französischen als „konkret“ zu charakterisieren. Das Deutsche ist von Fall zu Fall „konkreter“ oder „abstrakter“ als das Französische, je nachdem, ob die realen Zusammenhänge der bezeichneten „Gegenstände“ angegeben oder weggelassen werden: „konkreter“, wenn es *Eintrittskarte* und *Gießkanne* für frz. *billet* und *arrosoir* sagt, „abstrakter“, wenn es dafür nur *Karte* und *Kanne* sagt.

Gewiß handelt es sich dabei um „reale“ Determinationen, die in anderen Sprachen entweder in den lexikalischen Einheiten mitgegeben sind oder syntagmatisch angegeben werden können; kennzeichnend für den deutschen Sprachtypus ist jedoch, daß sie in ihrem Bereich genauso wie die Präfixe der modifizierten Verben funktionieren, d.h. daß sie eben einzelsprachlich als Determinationen (Determinantia von Komposita) aufgefaßt werden und als solche entweder schon lexikalisiert oder zu jeder Zeit lexikalisierbar sind: jedes deutsche Wort ist zugleich — potentiell — eine Determination für andere Wörter.

4.3. Die drei von uns hier berücksichtigten Faktenbereiche stehen also im Deutschen, wie im Altgriechischen — und zwar trotz ihrer Verschiedenheit auf der Ebene der Sprachsysteme —, tatsächlich in einem „sinnvollen“ funktionellen Zusammenhang miteinander: sie entsprechen einer allgemeineren Funktion, nämlich dem in den drei Bereichen in gleichem Maße herrschenden und in vielerlei Formen wirksamen Bezug auf Kontexte und Situationen, und somit einem typologischen Gestaltungsprinzip. In dieser Hinsicht ist das Deutsche, wie das Altgriechische, eine „situations- und kontextbezogene“ Sprache,<sup>21</sup> oder, wenn man will, eine „Sprech-Sprache“: eine Sprache, die sehr zahlreiche und verschiedenartige Determinationen des Sprechens zu einzelsprachlichen Funktionen gestattet und als solche in sich selbst aufgenommen hat.<sup>22</sup>

5. Ist das Prinzip der kontextuell-situationellen Bezogenheit das Prinzip des deutschen Sprachtypus oder wenigstens sein Hauptprinzip? Dies kann aufgrund des bisher Erörterten nicht behauptet werden und wäre auch vom Standpunkt der strukturell-funktionellen Typologie, wie wir sie verstehen, keineswegs zulässig. Das Einzige, was man jetzt schon behaupten darf, ist, daß dieses Prinzip im Deutschen sicherlich zur Ebene des Sprachtypus gehört, daß es ein Merkmal oder eine „Einheit“ des deutschen Sprachtypus ist. Die strukturell-funktionelle Typologie ist nicht etwa partielle oder differentielle Charakterisierung von Sprachen, sondern ausführliche Beschreibung der Sprachen auf der Gestaltungsebene des Sprachtypus. Um den deutschen Sprachtypus gebührend darzustellen, müßte man also die „Induktion“ fortsetzen. Man müßte versuchen, viele andere (ja im Grunde alle) Fakten der deutschen Sprachsysteme entweder auf dasselbe Prinzip oder auf andere, mit diesem Prinzip zusammenhängende oder davon abweichende Prinzipien der gleichen Rangordnung zurückzuführen. Dabei könnte sich der Vergleich mit dem Altgriechischen als methodisch nützlich und ergiebig erweisen, wenn sich die übrigen Ähnlichkeiten dieser Sprache mit der deutschen entweder auf dasselbe Prinzip oder auf ähnliche Prinzipien wie im Deutschen zurückführen ließen.

<sup>21</sup> In diesem Sinne habe ich schon in „Das Phänomen der Sprache und das Daseinsverständnis des heutigen Menschen“, *Die pädagogische Provinz*, 1967, 1–2, S. 21, wenn auch ohne ausdrückliche Begründung, das Deutsche typologisch als „Satz-Sprache“ und als „kontext- und situations-relativierende Sprache“ zu charakterisieren versucht.

<sup>22</sup> Auf den ersten Blick würde man auch für das Japanische ein ähnliches typologisches Prinzip annehmen, da auch das Japanische über eine Reihe von kontextangehenden Verfahren verfügt. Das Japanische drückt aber regelmäßig nur den „pragmatischen“ (die am Gespräch oder am gesprochenen Tatbestand beteiligten Personen betreffenden) Kontext aus, der im Deutschen lediglich eine Komponente (und bei weitem nicht die wichtigste) des Komplexes „Situation — Kontext“ darstellt. Daher im Japanischen u.a. das komplexe Honorativsystem, die Schattierungspartikeln am Ende einer Äußerung, das Vorhandensein von verschiedenen Verben für „geben“ je nach der Richtung des Gebens und dem Verhältnis zwischen den daran beteiligten Personen, die Empfängerdiathese: alles Fakten, die im Deutschen überhaupt nicht vorkommen oder nur schwach entwickelt sind. Dies ist übrigens auch ein eindeutiges Beispiel dafür, daß auf den ersten Blick ähnliche Funktionen und Verfahren zu sehr verschiedenen typologischen Zusammenhängen gehören können.

## Morphologie

Ernst Risch (Kilchberg, Schweiz), Betrachtungen zur indogermanischen Nominalflexion	259
Eric P. Hamp (Chicago), On participial *do- and verbs and adjectives and colours	268
Bernhard Rosenkranz (Köln), Formal-Perfektiva im Griechischen	274
Reinhold Olesch (Köln), Zur deutsch-dravänischen interlingualen Interferenz	281
Ulrich Groenke (Köln), Vom Kunstwort zum Wort. Eine Besonderheit der isländischen Neuwortproduktion	287

## Syntax

Dwight Bolinger (Palo Alto), <i>Wanna</i> and the gradience of auxiliaries	292
Günther Wenck (Hamburg), Die Hilfsverben der Ungewißheit im Japanischen. System und Geschichte	300
Jindřich Toman (Köln), Weak and Strong: Notes on <i>be</i> in Czech	305
Haim B. Rosén (Jerusalem), Weiteres über die Entstehung der periphrastischen „Perfekt“-formen im Lateinischen	311
Moh. Djafar Moïfar (Paris), Les classificateurs en persan	317
Klaus Strunk (München), Zum indogermanischen Medium und konkurrierenden Kategorien	321
Jürgen Untermaan (Köln), Das Adjektiv und eine Ode des Horaz	338
Atsuo Kawashima (Sapporo), Zur Frageform des Glaubenssatzes: Wohin glauben Sie, daß er fährt?	351
R.H. Robins (London), Grammatical hierarchy and the Yurok bipersonal verb	360
Marga Reis und Heinz Vater (Köln), <i>Beide</i>	365

## Semantik

Ulrike und Bernhard Kölver (Kiel), Referenz und Charakterisierung: zur Flexion altindischer Pronominaladjektive	392
Werner Abraham (Groningen), <i>Sonst</i> und <i>außer</i> als Folgerungskonnektoren	406
Ursula Wiesemann (Yaoundé, Kamerun), Events and non-events in Kaingáng discourse	419
Thomas T. Ballmer (Bochum), Sprachparametrisierung. Ein universelles Verfahren zur Regularisierung sprachlicher Phänomene	434

## Pragmatik

Johannes Bechert (Bremen), Pragmatik und Syntax in einem awarischen Dialekt	443
Anna Fuchs (Göttingen), Accented subjects in 'all-new'-utterances	449
Inger Rosengren (Lund), The indirect speech act	462

## Etymologie

Werner Winter (Kiel), Tocharisch B <i>yok</i> , A <i>yok</i> „Körperhaar; Farbe“ und Verwandtes	469
Kojiro Hioki (Morioka), Über die Etymologie der Wortsippe von <i>Hering</i> und <i>Haar</i>	473